

(Nachdruck verboten.)

24]

## Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Ado If Gef.

„Wel! Wahnsinniger! Wilder!“ schrien die Damen. Bel-Agamalow kam plötzlich zu sich und setzte sich. Er schien wegen seines unbegründeten Wutanalles verwirrt, aber seine Nüstern, aus denen geräuschvoll der Atem flog, blähten sich und zitterten, und die schwarzen, zornentstellten Augen flogen finstern und herausfordernd über die Anwesenden hin.

Romaschow hatte Dsadschi gehört und hatte ihn nicht gehört. Er durchlebte einen sonderbaren, traumähnlichen Zustand, der einer süßen Betäubung, wie von einem wunderbaren auf Erden nicht existierenden Getränk gleich. Ihm war, als wenn warme, zarte Spinnweben weich und träge seinen ganzen Körper einhüllten, ihn zart umgelenkten und seine Seele mit innerem, triumphierendem Lachen füllten. Seine Hand berührte häufig, gleichsam unerwartet für ihn selbst, die Hand Schurotschkas, aber weder er noch sie sahen sich mehr an. Romaschow träumte, Dsadschis und Bel-Agamalows Stimmen drangen wie aus einem fernen, phantastischen Nebel zu ihm und waren verständlich, aber inhaltslos.

„Dsadschi ist grausam, er liebt mich nicht,“ dachte Romaschow. Und der, an den er jetzt dachte, war nicht der frühere Dsadschi, sondern ein neuer, schrecklich weit entfernter, und nicht der wirkliche, sondern nur einer, der sich wie auf dem Schirm einer lebenden Photographie bewerte. Dsadschis Frau war eine kleine, magere, kümmerliche, stets schwangere Person. . . Er nahm sie niemals mit. . . Voriges Jahr hatte sich ein junger Soldat bei ihm aufgehängt. Dsadschi. . . Ja. . . Wer ist Dsadschi? . . . Jetzt schrie Bel. . . Wer ist das? Weiß ich das nicht? Ja, ich weiß es, aber warum ist er so sonderbar fremdartig, mir unverständlich? Da sitzt doch jemand neben mir. . . Wer bist du? Von dir geht Freude aus, und ich bin trunken von dieser Freude! . . . Da, mir gegenüber sitzt Nikolajew. Er ist unzufrieden. Er schweigt immer. Sieht nur flüchtig hierher, gleitet mit den Augen über uns hin. Ach, mag er böse sein — das ist alles gleich. O bleibe, Freude!“

Es wurde dunkel, und leise lila Baumshatten legten sich auf die Biese. Die jüngere Michin meinte plötzlich:

„Meine Herren, wie ist's mit Veilchen? Hier sollen Veilchen wachsen. Kommen Sie, welche pflücken.“

„Schon spät,“ bemerkte jemand. „Jetzt sieht man im Grafe nichts mehr.“

„Jetzt verliert man im Grafe eher was, als daß man was findet,“ sagte Diez mit gemeinem Lachen.

„Nun, dann wollen wir ein Feuer anmachen,“ schlug Andrusewitsch vor.

Man schleppte einen riesigen Haufen Reisig und vorjährige trodrene Blätter zusammen und zündete einen Scheiterhaufen an. Eine große, lustige Feuersäule stieg himmelan. Wie aufgeschreckt verschwanden mit einemmal die letzten Ueberbleibsel des Tages und traten ihren Platz der Finsternis ab, die aus dem Walde kam und sich an den Scheiterhaufen heran bewegte. Purpursfaden zitterten furchtbar an den Baumwipfeln, und es schien, als wenn die Bäume sich bewegten, sich schaukelten, bald auf dem Platz in rotem Licht hervorschauten, bald sich in der Dunkelheit versteckten.

Alle standen vom Tisch auf. Die Burschen zündeten Lichter in Glasbehältern an. Die jungen Offiziere scherzten wie Schuljungen. Olsjar rang mit Michin, und zur allgemeinen Ueberraschung warf der kleine, ungeschickte Michin seinen größeren, viel stärkeren Gegner zweimal hintereinander zu Boden. Dann sprang man durch das Feuer. Andrusewitsch machte nach, wie eine Fliege am Fenster summt, und wie eine alte Hühnermagd eine Henne greift. Ahnte im Gebüsch versteckt den Ton einer Säge und eines Messers am Schleifstein nach — er war darin Meister. Selbst Diez jonglierte ziemlich geschickt mit leeren Flaschen.

Dsadschi, Nikolajew und Andrusewitsch setzten sich zum Kartenspiel. Leschtschenko nahm mit tiefem Seufzer hinter ihnen Platz. Nikolajew hatte sich lange brünnig und un-

zufrieden geweigert, endlich hatte man ihn aber doch überredet. Als er sah, sah er sich oft unruhig um und suchte Schurotschka mit Blicken. Aber da es schwer war, hinter dem Säen des Scheiterhaufens etwas zu sehen, legte sich sein Gesicht jedesmal in Falten und nahm einen jämmerlich gequälten und unschönen Ausdruck an.

Die übrigen Anwesenden zerstreuten sich allmählich auf den Platz nicht weit vom Scheiterhaufen. Man begann „Das letzte Paar heraus“ zu spielen. Aber das Spiel nahm ein schnelles Ende, da das ältere Fäulein Michin, welche Diez gegriffen hatte, plötzlich bis zu Tränen errötete und sich kurz entschlossen weigerte, weiterzuspielen. Während sie sprach, zitterte ihre Stimme vor Mergel und Scham; den eigentlichen Grund aber sagte sie nicht.

Romaschow ging auf einem schmalen Wege ins Gehölz. Er selbst wußte nicht, was seiner wartete, aber sein Herz schlug süß und weh in unklarer, seliger Vorahnung. Er blieb stehen. Hinter ihm ertönten leichtes Knacken von Zweigen, dann schnelle Schritte und das Rauschen eines seidenen Unterrocks. Schurotschka trat leicht und statlich im weißen Kleide, zwischen den schwarzen, riesigen Baumstämmen wie eine Waldsee schimmernd, schnell auf ihn zu. Romaschow ging ihr entgegen und umarmte sie wortlos. Vom schnellen Gehen atmete Schurotschka schwer. Ihr warmer Atem berührte Romaschows Wangen und Lippen, und er fühlte, wie unter seiner Hand ihr Herz schlug.

„Sehen wir uns,“ sagte Schurotschka.

Sie ließ sich im Grafe nieder, und da der Boden an dieser Stelle merklich abhüßig war, sah er nur die zarten, undeutlichen Umrisse ihres Halses und Kinns.

Plötzlich fragte sie mit leiser, zitternder Stimme:

„Nomojschka, ist Ihnen so gut?“

„Ja,“ antwortete er. Dann dachte er einen Augenblick nach, erinnerte sich des heutigen Tages und wiederholte glühend: „O ja, mir ist heute so gut, so gut! Sagen Sie, warum sind Sie heute so?“

„Wie?“

Sie beugte sich näher zu ihm, sah ihm in die Augen, und ihr ganzes Gesicht wurde mit einemmal Romaschow sichtbar.

„Sie sind herrlich, ungewöhnlich. So schön sind Sie noch nie gewesen. In Ihnen singt und leuchtet etwas. Und ist etwas Neues, Rätselhaftes, ich weiß nicht was. . . aber. . . Seien Sie mir nicht böse, Alexandra Petrowna: fürchten Sie nicht, daß man Sie überrascht?“

Sie lachte leise, und dieses stille, fröhliche Lachen rief in Romaschows Brust fröhliches Zittern hervor.

„Lieber Nomojschka! Lieber, guter, schüchtern, lieber Nomojschka, ich habe Ihnen doch gesagt, daß dieser Tag unser ist. Denken Sie an gar nichts! Nomojschka, wissen Sie, warum ich heute so verwegen bin? Nein? Wissen Sie es nicht? Ich bin heute in Sie verliebt. Nein, nein, bilden Sie sich nichts ein, das ist morgen schon vorüber.“

Romaschow streckte die Hände nach ihr aus und suchte ihren Körper.

„Alexandra Petrowna. . . Schurotschka. . . Sascha!“ sagte er flehend.

„Nennen Sie mich nicht Schurotschka, ich will das nicht. Alles andere, nur das nicht. . . Aber,“ fiel ihr gleichsam plötzlich ein: „Was haben Sie für einen prächtigen Namen — „Georgii“. Weit schöner als Jurij. . . Ge-or-gii!“ zog sie langsam in die Länge und horchte gleichsam auf den Ton des Wortes. „Das klingt so stolz.“

„O, Du Liebe!“ sagte Romaschow leidenschaftlich.

„Warten Sie. . . Nun, hören Sie. Das Wichtigste ist, ich habe Sie heute nacht im Traume gesehen. Das war wunderbar schön. Mir träumte, daß wir beide in einem ganz ungewöhnlichen Zimmer Walzer tanzten. O, ich würde das Zimmer sofort bis auf die geringsten Kleinigkeiten wieder erkennen. Da waren Teppiche, da flammte rotes Licht, ein neues Piano glänzte, zwei Fenster mit roten Vorhängen — alles war rot. Jemandwo spielte Musik, man konnte sie nicht sehen, und wir beide tanzten. . . Nein, nein, nur im Traume kann man sich so süß, so fühlbar nahe sein! Wir drehten uns schnell im Kreise, berührten aber mit den Füßen nicht den Boden, sondern schwammen gleichsam in der Luft und drehten, drehten uns. Ach, das dauerte so lange und war so unaussprechlich

Herrlich und schön . . . Hören Sie, Komotischka, fliegen Sie im Traum?"

Romaschow antwortete nicht gleich, ihm war, als wenn er in ein sonderbares, verführerisches, gleichzeitig wirkliches und märchenhaftes Zauberland eingetreten wäre. Ja, es war ein Märchen: Die Wärme und Dunkelheit der Frühlingnacht und die aufmerksamen, horchenden Bäume ringsum, und die sonderbare, liebe Frau im weißen Kleide, die neben ihm, so dicht neben ihm saß. Und um aus diesem Zauber zu erwachen, mußte er sich gewaltsam zusammennehmen.

"Natürlich fliege ich," erwiderte er, "aber mit jedem Jahre niedriger und niedriger. Früher, in der Kindheit, flog ich unter der Zimmerdecke. Es war schrecklich komisch, von oben auf die Leute herabzusehen: Als wenn sie mit den Füßen nach oben gingen. Sie bemühten sich, mich mit dem Dielenbesen zu erwischen, aber das gelang ihnen nicht. Ich flog immer und lachte dabei. Jetzt ist das schon nicht mehr der Fall, jetzt hüpfte ich nur," sagte Romaschow seufzend. "Ich stoße mich mit den Füßen ab und fliege über die Erde, so etwa zwanzig Schritt weit, ziemlich niedrig, nicht höher als eine Elle."

Schurotschka hatte sich ganz auf den Boden gelagert, stützte den Ellbogen auf und legte den Kopf in die flache Hand. Nach kurzem Schweigen sagte sie nachdenklich:

"Und eben nach diesem Traum wollte ich am nächsten Morgen Sie sehen. Hatte ja rechtliches Verlangen danach. Wenn Sie nicht gekommen wären, ich weiß nicht, was ich getan hätte. Ich wäre wohl selbst zu Ihnen gelaufen, deswegen hat ich Sie auch, nicht vor vier Uhr zu kommen. Ich fürchtete für mich selbst. Mein Lieber, verstehen Sie mich jetzt?"

In kurzer Entfernung von Romaschows Gesicht lagen ihre gekreuzten Beine. Zwei kleine Füßchen in niedrigen Schuhen und schwarzen Strümpfen mit einem pfleiförmigen weißen Muster. Mit nebelhafter Empfindung und Säusen in den Ohren preßte Romaschow plötzlich fest die Zähne gegen diesen lebendigen, elastischen, kalten, durch die Strümpfe fühlbaren Körper.

"Komotischka . . . Nicht doch," hörte er ihre langgedehnte, gleichsam träge Stimme schwach über sich.

Er erhob den Kopf, und wieder erschien ihm in diesem Augenblick alles wie ein wunderbares, geheimnisvolles Waldmärchen. Mit dunkeln Gräsern und schwarzen, schweigenden, vereinzelt Bäumen stieg das Gehölz gleichmäßig den Abhang hinan, und die Bäume horchten unbeweglich in gespannter Aufmerksamkeit, wie im Traum auf etwas. Auf der Höhe aber erglühte durch den dichten Teil der Gipfel und der entfernten Stämme über der ebenen, hohen Horizontlinie ein schmaler Abendrotstreifen — nicht hellrot und nicht purpurn, sondern dunkel blaurot, ähnlich einer erlöschenden Kohle oder einer durch dunkelroten Wein schimmernden Flamme. Und auf diesem Berge zwischen schwarzen Bäumen lag im dunkeln, würzigen Grase, wie eine ruhende Waldgöttin diese rätselhafte, schöne, weiße Frau.

Romaschow rückte ihr näher. Ihm war, als wenn von ihrem Gesicht ein weißes Leuchten ausginge. Ihre Augen waren nicht sichtbar — an ihrer Stelle waren zwei große dunkle Flecke, aber Romaschow fühlte, daß sie ihn ansah.

"Das ist märchenhaft!" flüsterte er leise, nur den Mund bewegend.

"Ja, Liebster, märchenhaft . . ."  
Er begann ihr Kleid zu küssen, suchte ihre Hand und beugte sich mit dem Gesicht auf die schmale, warme, wohlriechende Hand und sprach gleichzeitig seufzend und abgerissen:  
"Sascha . . . Ich liebe Sie . . . ich liebe Sie."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Windbruch.

Von Ernst Preczang.

Aus dem Nordwesten brauste der Oktobersturm herein. Seine gewaltigen Flügel strichen über die Ebene, scheuhten die Krähen aus den Nischen der Landstraße, machten die Häuser des Dorfes erzittern und bogten die Wipfel der Bäume im Wald. Wie mit groben Niesensäusen schlug's in das Gezweig. Es heulte, pffft und knallte im Forst und warf armdicke Äste wie zerknickte Streichhölzchen nieder. Den Abhang ließ's hinunter, schüttelte höhnlachend die majestätischen Wachholderpyramiden aus ihrer Ruhe, streute die grünen Beeren umher, zauselte das halbverwelte, sterbende Gras, daß es erschreckt emporfuhr, und sprang auf Vater Greffers Strohdach,

das sich dicht an den Hügel lehnte. Aber dies Dach war mit gewichtigen Steinen beschwert, — schon mancher Sturm war in seinem langen, langen Dasein darüberhin gebraust —, und so spreizten sich auch jetzt nur die äußersten Spitzen des Moheres ein wenig wie die Genickfedern der mageren Hühner, die flüchtend aus dem Walde nach Hause streben und sich in ihrer komischen Eile fast überhulgen. Vater Greffer ließ sich's nicht anfechten. Vielleicht hörte er den Lärm saum und spürte den Qualm nicht, der zuweilen wie ein schwacher Kanonenschuß aus dem Herde herauspuffte. Er sah an dem kleinen Fenster der Küche und las in einem Bande alter Kriegsgeschichten, die er schon so ziemlich auswendig wußte.

Vater Greffer war selber ein Krieger: aus dem letzten Feldzuge war er auf einem rheumatischen und einem Holzbein heimgekommen. Jetzt hörte ihn nur noch das erstere, an das letztere haite er sich gewöhnt. Er war, was man einen zufriedenen Menschen nennt, wenn nur das Feuer auf dem Herde und in der großköpfigen Tabakspfeife brannte. Tauchten ihm gelegentlich Zweifel an der Vollkommenheit seiner Lebensführung auf, so holte er aus seiner „Bibliothek" — ein ehrwürdiger Kalender war das zweite Hauptwerk — das dritte und letzte seiner Bücher: einen stark zerfungenen Band soldatischer Lieder. Wer dann zufällig oben über die Anhöhe ging, der sah zwar nichts von dem Sängler, aber er hörte es von unten herauf dröhnen und machte bei sich wohl die Anmerkung: Vater Greffer hält Erbauungsstunde. Mit Recht. Denn das tapfere Herz des alten Invaliden säulenderte bei dieser Gelegenheit allen Groll und Schmerz über sein armes, einsames Leben in die geduldigen Lüfte.

Länger als dreißig Jahre hauste Vater Greffer in dieser elenden, windhässigen Hütte, die zwischen den das Steilett bildenden, breiten Tragbalken aus Lehm und Feldsteinen zusammengestekt war und bei ihrer Erbauung sicher des Winkelmaches und der Wasserwaage entbehrt hatte. Schon sein Vater, der Waldbeger, hatte hier einen guten Teil seines Lebens zugebracht. Er und der Anabe, ohne weißliche Hilfe. Greffer entsann sich seiner Mutter nur sehr undeutlich. Die Vorfahrin, die er an seinem ersten Schulgange in's Dorf mitnahm, hatte schon der Vater abgefärbt und ihm in den Tornister gesteckt. Nach der Schulzeit kam er zu einem Bauern in den Dienst, und nichts führte ihn vor seiner Soldatenezeit über das Dorf hinaus. Dann mußte er in den Krieg.

Aus dem Lazarett humpelte er zum Vater zurück — mit der ängstlichen Frage: „Was nun?"

„Weiß", sagte der „Vorkäufig." Und er machte eine Ecke der Stube frei, zimmerte einen rohen Holzrahmen, schüttete Laub hinein und besorgte ein paar alte Pferdebeden.

Bei dem „Vorkäufig" blieb's.

Und es blieb so, als der betagte Waldbüter starb und der gräfliche Besitzer des Forstes sich schämte, den Krüppel aus der elenden Hütte hinauszutreiben. Es kostete nichts, störte keinen, und die Stellung des Vaters ging ohnehin als ein „überflüssiger Gnadenposten" ein. Nur so ein wenig nach dem Rechten sehen, nicht gerade arbeiten, sollte auch der Sohn für das ihm frei gewährte Logis. Auf die Wilderer passen, von den Windbrüchen in dieser Waldede Mitteilung machen und dergleichen, damit ihm die Zeit nicht allzu lang werde. Ein kleines Tringeld fielen bei Jagden auch wohl noch ab.

„Und so weiter", sagte der Graf. „Holz brauchen Sie sich nicht zu kaufen. Mit dem Meißig weiß man so nicht wohin. Wollen Sie sich einen Kaninchenbraten verschaffen — meinethwegen. Das Zeug ist ohnehin nicht auszurotten. Ja, Donnerwetter, Greffer, mit Ihrer Pension können Sie auf der kleinen Besitzung hier leben wie ein richtiger Herr! Nur — das sage ich Ihnen —: wenn das Ding mal zusammenkriecht, ich übernehme keine Verantwortung. Von Wiederaufbau ist keine Rede."

Greffer war heilfroh. Er dankte mit Tränen in den Augen. Wo er sonst hätte hingehen sollen — diese Frage wäre als ein unheimliches Rätsel, als ein für ihn unlösbares, vor ihm gestanden. Denn mit der Pension allein — Du lieber Gott! Und wenn man sie an jedem Ersten in einzelne Pfennige zerstückel und jeden Pfennig vor dem Hinausgeben dreimal in beiden Händen herumdrehte — bis zum folgenden Ersten wäre er schwerlich lebendig damit gekommen. Hier aber war ein Dach für Lebenszeit. Der Wald trug Beeren, gab ihm Holz und gelegentlich einen Braten. Zuweilen zahlte ein Liebhaber auch etwas für einen eigenartigen, knorrigen Spazierstock, den Greffer im Holze entdeckte und originell zurecht schnitzte. Ein paar Hühner suchten ihre Nahrung im Walde. Und auf einer kleinen Lichtung vor der Hütte wuchsen im mühsam gerodeten Boden Kartoffeln und Gemüse.

Ja, Donnerwetter, Greffer —!  
Na, nicht gerade ein Leben wie ein Herr. Ein Leben des Mangels, ein geflicktes, primitives Leben blieb's. Aber es regnete einem nicht auf den Kopf, und im stürmischen Herbst, im eisigen Winter, im nassen Frühling glühte der Herd. Für ihn wenigstens fand sich Futter in reichlicher Menge, wenn sein Besitzer das Einsammeln nicht schonte.

Dieser Herd, auch aus rohen Feldsteinen zusammengemauert, kennzeichnete die Küche als solche. Sie bildete aber zugleich den Hühnerstall und den Vorratsraum für die zerkleinerte Feuerung. Sie war Waschkraum und Speisekammer; war einer von den zwei Räumen, die die Lehmwände umfaßten. Zwar gelangte man auf einer Leiter ans der Küche noch nach einem dritten Raum, nach dem sogenannten Boden dicht unterm Dach, auf dem nur der etwas ausrichtete, der auf allen Vieren sich bewegte. Dieses dunkle, dreieckige

Noch ward im Sommer von Grefser mit Waldheu angefüllt. In heißen Tagen hielt's ein wenig die Hitze ab und half im Winter, die Hütte warm zu erhalten. Außerdem brauchte er's zur Erneuerung seiner Lagerstätte, die sein Vater einst in der Stube aufgeschlagen.

Stübel. Ach, eine Stübel!

Der Fußboden wie in der Küche aus gestampftem Lehm — mit Hügelu und Tälern, über die eine auseinanderstrebende, zertretene Strohmatte sich ausbreitete. Die Wände mit Kallbewurf, der einst vorhanden gewesen und stellenweise noch heute die rauhe Blöße der Lehmwand verhüllte. Ehemals weiß, bräunte auch ihn der Rauch des Herdes und der Dampf ungezählter Tabakspfeifen.

Ein kleines Hirschgeweih der einzige Schmuck. Eine lange Bank darunter. Vor dieser ein Tisch. In der kurzen Außenseite der Bettrahmen. Durch das kleine Fenster der anderen Längsseite fiel dämmeriges Licht auf zwei Holzstühle . . .

Ich suche in meiner Erinnerung, — noch ein paar Nägel seh ich an den Wänden, mit alten, abgetragenen Kleidungsstücken daran. Ein verblühtes Fürstenbild . . . nichts weiter. Vater Grefser mußte auf Einfachheit halten.

Einen Ofen kannte diese Stube nicht. Auch keine Tür zur Küche. Durch eine rohe Maueröffnung drang die Wärme und der Qualm des Herdes herein . . .

Als das rasende Wetter die Hühner bis vor die Tür der Hütte getrieben, drängten sie sich eng zusammen.

Ein leises Scharren auf der Schwelle störte die Leslure des Invaliden. Er schlug ein großes Ohr in das Gelbenbuch, trug's auf die Bank zum Kalender und Niederbuch und öffnete die Tür.

„Eins, zwei, drei“ — er zählte bis sieben und lachte leise: „Wird's euch ungemütlich draußen, ihr Runtreiber? Wenn's weht, finden sie heim! Glaub ich!“

Ein Windstoß schlug ihm die Tür aus der Hand.

„Oho, oho!“

Er trat hinaus, schnell die Tür zu greifen.

Ein heftiges Knacken ließ ihn zurückfahren.

Das Dach streifend, stürzte ein mächtiger Ast zu seinen Füßen nieder. Von einer Höhe, die der Hütte zugeneigt am Abhang stand, war er losgebrochen. Der Baum schwante und zitterte in jeder Faser bis zu den Wurzeln.

„Hol dich der —!“ Vater Grefser riß die Augen auf. „Macht's nur nicht gar zu heftig!“ Dann besah er sich den heruntergekommenen Ast und schmunzelte: „Gut für den Winter. Komm hinter's Haus, Freund.“ Er hatte zu schleppen.

„Wenn's noch eine Weile so dabei bleibt, gibt's eine gute Ernte,“ dachte der Alte. Er trat zurück ins Haus und freute sich der erwärmten Hütte, nachsinnend, was er nun beginnen sollte. Da war ein Prachtexemplar von Stod zu schnitzen. Er bereitete alles vor und griff schon zum Messer, — eine plötzliche Stille ließ ihn aufhorchen. Es schien, als habe das Wetter ausgetobt. Das Feuer im Herde brannte so ruhig.

Grefser überlegte. Wollte man sich nicht die schönsten Stücke des Windbruches vor der Nase wegstüßen lassen, hieß es eilig sein mit dem Einsammeln. Denn nach dem Wetter zog das ganze Dorf mit Kinderwagen und Säcken aus, sich eine billige Feuerung heranzuschaffen.

Der Alte trat vor die Tür. Wirklich — ganz still war's nun. Nur ein heimliches Schütteln und leises Prausen wühlte noch in den Wipfeln. Und zuweilen kam ein sanfter Stoß, wie aus der Ferne.

Grefser zog seinen Karren hinter der Hütte hervor, schloß die Haustür ab und machte sich auf den Weg. Zuerst ging's um den Abhang herum. Dann führte ein gewundener Pfad in sanfter Steigung auf die Höhe. Jenseits der Hütte, wo der Sturm vom Feld in den Wald hineintrat, gab es immer die reichste Ernte.

Auch heute. Verwüstend hatte hier das Wetter gehaust. Dicke Stämme lagen gebrochen oder zersplittert am Boden oder lehnten sich entwurzelt an einen festgebliebenen. Unter jedem Schritt knackte und knisterte es. Ueberfät war das Moos von starken Ästen und dünnen Zweigen. Hier konnten hundert Hände zugreifen.

Der Veteran begann eben, einen kräftigen Ast aufzuladen, als ein jäher Wetterstoß mit solcher Macht vom Felde hereinfuhr, daß der Alte am Karren hinsank und gestürzt wäre, hätte er sich nicht anklammern können.

Gleichzeitig erfüllte ein Knacken, Versten und Krachen die Luft, ein Drausen, Wüten und Gurgeln, daß dem Hingefunkenen fast die Sinne vergingen. Nicht vor seinen Augen brach ein Baumriese wie ein Schilfrohr zusammen, seine Wurzeln in die Luft stredend und den Sand meterweit aufwühlend und umherzuschleudernd. Und wie als Ausrufungszeichen hinter diesem Zornausbruch gab's noch einen furchtbaren Knall, der von dem Fuße des Abhanges, von dort, wo die Hütte stand, heraufdröhnte. Wie ein Gewitterschlag war's, der irgend etwas zertrümmerte.

Grefser flüchtete auf eine kleine Lichtung und legte sich platt auf den Boden. Ein Wetterstoß folgte dem anderen. Einige Minuten noch. Dann ward's wieder still . . .

Eine Stunde später zog der Alte schweigend seinen übervoll beladenen Karren abwärts. Fast ging dieser mit ihm durch, wenn eine besonders abschüssige Stelle die plumpen Räder ins Rollen brachte. Grefser hielt plötzlich an und streckte die Nase in die Luft. Ein merkwürdiger Brandgeruch hing zwischen den Stämmen und wurde stärker, je tiefer er hinabkam,

Noch sah er die Hütte nicht!

Nach der letzten Biegung des Pfades aber zuckte der Alte wie von einem jähen Schläge getroffen zusammen. Ein fürchtbarer Schrei gestellte hinaus . . .

Wo die Hütte gestanden, lag ein kohlender, qualmender Trümmerhaufen; eine halbe Lehmwand stand schief und schwarz da mit schwelenden Wälfen. Quer über die Feuerstätte streckte sich ein durchgebrannter, noch glühender Baum. Vom Abhang war er heruntergekommen. Er hatte das Dach und den Boden durchgeschlagen und das Herdfeuer zerstreut.

Grefser schrie: „Feuer! Feuer!“ ließ den Karren gänzlich hinabrollen und humpelte dem Dorfe zu.

Dann aber fiel ihm ein, daß hier nichts mehr zu retten war. Er kehrte um. Ein einziges Huhn mit verjagten Federn lief kläglich piepsend um die Brandstätte.

„Meine Hühner!“ . . .

Als man im Dorf den Qualm bemerkte, wurde die Spritze ausgeschiedt.

Die Feuerleute fanden den alten Grefser auf einem Baumstumpf sitzend, das gerettete Huhn im Arm, blöde vor sich hinsitzend in die schwarzen, glimmenden Trümmer seiner Hütte. —

## Kleines feuilleton.

er. Der Heiratskandidat. Eigentlich hätte er nun wohl gehen können. Mamas Bestellung war ausgerichtet, und lange genug hatte er Tante Helene jetzt auch nachgerade aufgehalten. Ja es war wirklich Zeit, sich zu empfehlen; er empfahl sich aber trotzdem nicht. Die großen wasserblauen Augen hüßlos dumm auf die Stiefelspitzen gerichtet, den Hut zwischen den Händen drehend, blieb er ruhig sitzen, das Uebelbild komischer Verlegenheit.

Tante Helene lächelte mit feiner Ironie vor sich hin. Schweigend zog sie die bunten Seidenfäden durch ihre Stiderei, aber in ihrem Kopf haspelten die Gedanken: Was will er bloß? Er hat was auf dem Herzen. Was kann es sein?

Zu dumm, wie er so dasah, zu dumm! Dieses geschmiegelte, gebügelte Männchen, den man es auf den ersten Blick ansah, daß der neueste Kragenschnitt und die Farbe der Kravatte seine höchsten Ideale ausmachten. Zu dumm mit seinem faden Gedengeseht! Ob er nun endlich reden wollte? Sie riß die Seide hörbar durch die Stiderei, dann fing sie ungeduldig selbst an: „Was ist denn eigentlich, Friedrich?“

Er lächelte blöde: „Nichts Tante, was soll denn sein?“

„Du willst doch noch irgend etwas, also drucks nicht lange, redel!“

„O, Tante, nein, nicht doch, oder ja, wenn . . . wenn Du doch selber von anfängst. Tante, ich wollte nämlich . . . mal . . . bloß auf acht Tage . . . Tante kannst Du mir nicht . . . zehn Mark borgen?“

„Na Gott sei Dank, endlich!“ sagte Tante Helene. „Das hättest Du doch gleich sagen können; ich kann es übrigens diesmal nicht.“

„Ach, Tante!“ Ein Zug grenzenloser Enttäuschung malte sich auf seinem Gesicht.

„Ich kann's nicht, Friedrich. Ich hab' auch meine Ausgaben, so um's Quartal herum wird man schon blank. Ist es denn so nötig?“

„Ach nötig“ — er maulte — „ich wollte es zu zwei Theaterbillets haben . . .“

„Zu weiter nichts? Na dann brennts ja nicht.“

„Wenn es nur das wäre, ja, aber, aber . . .“ er druckte wieder, „na, ich kann es Dir ja auch sagen, Tante, ich . . . ich habe nämlich die Absicht, mich zu verheiraten.“

„Du?“ Tante Helene brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Na, warum ich nicht?“ Der Nefse setzte eine gekränkte Miene auf. „Andere Männer heiraten auch mit sechsundzwanzig Jahren!“

„Na, gewiß doch! . . . Das . . . Alter . . . hast Du . . .“ Tante Helene legte ihr hübsches Gesicht in möglichst ernsthafte Falten. „Zulage hast Du wohl auch bekommen, denn mit Deinen paar Mark Gehalt kannst Du doch keine Familie gründen.“

„Nein, Tante, aber sie hat ja Geld.“ Jetzt strahlte sein Gesicht voll Triumph.

„Ach sol Na, das ist ja recht erfreulich!“ In Tante Helenes Stimme zitterte der Spott.

Er hörte es aber offenbar nicht, er fuhr eifrig fort: „Der Vater hat 'ne Fabrik, Tante, sehr viel Geld ist da, 'n Haus haben sie auch und 'ne elegante Wohnung in der Bülowstraße, der Vater ist sogar Kommissionsrat.“

„So, und der gibt Dir seine Tochter?“

„Na, erlaub mal, warum denn nicht?“ Er warf sich in die Brust. „Am Ende bin ich doch Kaufmann und aus keiner Familie, und wenn ich 'ne reiche Frau kriege, kann ich auch noch zu was kommen.“

„Ja . . . dann . . . ist ja wohl Aussicht.“ Tante Helene betonte das dann etwas sarkastisch, er hörte den Ton aber wieder nicht heraus, er jammelte: „Und siehst Du, Tante, dazu wollte ich doch die zehn Mark haben, ich wollt' mich mit zwei Theaterbillets nobel zeigen, so was imponiert immer, und da ich sie durch 'n Freum. billiger kriege, könnt ich mit ihr auf 'n ersten Platz gehen und

nachher sogar noch in 'ne Konditorei. Glaubst Du nicht, daß das Furore machen würde?"

"Niesige Furore, ich kann Dir die zehn Mark aber doch nicht geben, Frikchen."

Er zog ein melancholisches Gesicht: "Ja, dann muß ich mal wo anders sehen . . . aber dumm ist es . . . ich wollte ihr die Räuber zeigen, ich hab' mir schon das Buch gekauft, um sie vorher zu lesen."

"Wirklich?" fragte Tante Helene. "Na, hast Du denn aber gar kein Geld mehr? Du hast doch Dein Gehalt."

"Aber, Tante, es ist doch schon der Achte, und was sind denn hundert Mark? Die braucht man ja fast allein für Zeug, man muß doch vor den Leuten was vorstellen! Und überhaupt . . ."

"Was denn, überhaupt?"

Er drückte wieder, sah dann aber plötzlich entschlossen auf. "Ueberhaupt weiß ich noch nicht mal so recht, ob ich ernsthaft rangehe. Ganz unter uns gesagt, sie gefällt mir nämlich gar nicht mal so recht."

"Wer? Deine Zukünftige?"

"Ja, Tante. Sie ist nämlich zehn Jahre älter . . . darum war sie ja auch froh, wenn sie überhaupt noch einer nimmt. Muß ich denn das aber gerade sein?"

"Ich sehe keine Notwendigkeit." Tante Helene beugte sich tiefer über ihre Stiderei.

"Sie hat bloß so viel Geld" — er überlegte wieder — "aber Geld allein macht doch auch nicht glücklich, sagt man."

"Ja, das sagt man allerdings."

"Glaubst Du, daß ich gut daran tue, sie zu nehmen?"

"Unter den Umständen, Frikh? Jetzt fuhr Tante Helene aber doch in die Höhe. "Aber, mein Junge, wenn ich Dir raten darf, so wie Du zu der Sache siehst, wird's ein Unglück, also laß es sein."

"Ja, ja" — er nickte vor sich hin. "Und unter heutigen Verhältnissen ist es ja so furchtbar schwer, sich scheiden zu lassen, nachher sieht man sein ganzes Leben drin . . ."

"Aber, Friedrich, jetzt hör auf!" Tante Helene wurde böse: "Ist das eine Art? Willst Dich verloben und denkst schon an Scheidung, das ist ja unerhörlich!"

"Ja, Tante — man muß doch überlegen." Er machte ein gekränktes Gesicht. "Ich kann doch da Geld in die Finger kriegen, da nimmt man schon 'ne Frau mit zu. Wer weiß denn, ob einem so bald im Leben mal wieder 's Glück geboten wird?" —

— "Wenn die Noten fragen . . ." Der "Frankf. Z." wird geschrieben: Ein interessantes Beispiel für die Entstehung von Volksliedern in neuerer Zeit bildet das allenthalben noch bekannte, namentlich in Studententreisen gesungene Hederlied:

Wenn die Noten fragen,  
Lebt der Heder noch,  
Sollt ihr ihnen sagen,  
Ja er lebet noch" usw.

Während bisher nichts Näheres über den Ursprung des Liedes bekannt war, zeigt Prof. Hoffmann-Kraher im Schweizerischen Archiv für Volkskunde (1905, IX. Jahrgang, S. 56), daß das Lied offenbar auf einem Gedicht des Frankfurter Bischof Wilhelm Sauerwein (9. Mai 1803—1. April 1847) aufgebaut ist. Bereits 1835 nämlich, also zu einer Zeit, wo der Revolutionär Heder noch nicht in Frage kommen konnte, hat Sauerwein in einer "Sammlung von Gedichten aus der Zeit für die Zeit", erschienen zu Viel, ein "Lied der Verfolgten" erscheinen lassen, dessen erste Strophe lautet:

Wenn die Fürsten fragen,  
Was macht Absalon?  
Lasset ihnen sagen:  
Er, der hänget schon —  
Doch an keinem Baume,  
Und an keinem Strid,  
Sondern an dem Traume  
Einer Republik."

Mit "Absalon" dürfte hier keine bestimmte Person, sondern die politischen Flüchtlinge schlechthin gemeint gewesen sein. Das Gedicht, das auch im weiteren Verlaufe Ähnlichkeiten mit dem Hederliede bietet, ist also erst später auf die Person Heders bezogen worden und hat dann seine weitgehende Um- und Ausgestaltung erfahren. —

**Medizinisches.**

hr. Die Hygiene der Stimme. Soll unsere Stimme klar, hell, kräftig und ausdauernd sein, so müssen in erster Linie die Stimmbildungsorgane eine gesunde Beschaffenheit aufweisen. Krankhafte Störungen der Brust, des Kehlkopfes, der Nase und des Rachens bewirken, daß die Stimme matt, tonlos, unrein und schwach wird. Die Brust darf nicht durch beengende Kleidungsstücke eingeschnürt werden, auch die engen Kragen schädigen Hals und Stimme. Bei Männern bildet der Tabak die häufigste Schädigung der Stimme, indem er den chronischen Mandentarrh erzeugt, der seinerseits wieder der Stimme den hellen Klang und die ausdauernde Kraft benimmt. Für die Hygiene der Stimme ist weiter die Beschaffenheit der eingeatmeten Luft von hoher Bedeutung; es muß hier vor allem die Einatmung kalter, nicht genügend erwärmter Luft vermieden werden, wie andererseits aber auch eine zu warme und zu

trodene Luft schädlich wirkt. Natürlich hat auch Staub, Ruß, Tabaksqualm auf die Stimme dieselbe nachteilige Wirkung, wie endlich auch, was zu wenig bekannt ist, der Genuß von zu heißen Speisen und Getränken, weil sie Schlund und Kehlkopf reizen. Eine weitere Gefahr für den Wohlklang und die Kraft der Stimme bildet die Ueberanstrengung, wie sie namentlich bei Personen, welche ihre Stimme berufsmäßig gebrauchen, oft in die Erscheinung tritt, also bei Lehrern, Geistlichen und namentlich bei Sängern. Bei unnatürlichem oder übermäßigem Gebrauch der Stimmbänder zeigen sich an denselben pathologische Veränderungen, die jüngst von dem englischen Arzt Dr. Horne beschrieben worden sind. Dieser fand nämlich am Kehlkopfe Erweiterungen der Gefäße und Blutungen unter der Schleimhaut, die öfters direkt nach der Ueberanstrengung zu sehen sind. Wenn Wucherungen des Bindegewebes und des Drüsenorgans und damit stärkere Absonderung von Schleim an der Oberfläche der Stimmbänder sich einstellen, so wird die Anstrengung der Stimme noch größer. Schließlich entstehen Wucherungen und Verdickungen des Kehlkopfes, wodurch die Schwingkraft der Stimmbänder und die Qualität der erzeugten Töne beeinträchtigt werden. Das einzige Hülfsmittel ist in diesem Falle die Ruhe, lokale Heilmittel verschlimmern nur die Sache. Außerdem muß die Stimme nach den individuellen Fähigkeiten des Stimmorgans sich entwickeln und sie darf nicht trainiert werden. —

**Humoristisches.**

— Gemütlich. In einem Coupé fällt Herrn Kohle aus Pirna von Zeit zu Zeit, wenn der Zug eine Kurve macht, die über ihm im Gepäcknetz liegende Hutschachtel auf den Kopf. Der Eigentümer entschuldigt sich jedesmal, bringt jedoch die Schachtel immer wieder auf ihren alten Platz. — Als diese nun wieder herunterfällt, meint Kohle: "Nu' brauchen Se sich nich' mehr zu entschuldigen — nu' bin ich's schon gewohnt!" —

— Kunst und Natur. "Was sagen Sie zu dieser Kunstbutter — ist sie nicht delikater?"

"Ausgezeichnet! . . . Von Ihnen könnten die Kühe noch was lernen, Herr Direktor!" —

— Eine Sachverständige. (Hausfrau zum jungen Arzt, der soeben seine Praxis eröffnet hat): "Sag'n S' mir nur, Herr Doktor, können Sie denn gar nichts Lateinisch?!"

Der junge Doktor: "Warum meinen Sie das?"

Hausfrau: "Ja, schauen S', neulich haben S' der Frau Kälin kein Rezept verschrieben, der Schneiderin daneben auch nichts, unserer Hausmeisterin wieder nichts . . . Nehmen S' mir's nicht übel, Herr Doktor — aber so geht's nicht!" — (Liegende Blätter.)

**Notizen.**

— Die Wiener Aktiengesellschaft "Eilmühl" besaß bisher nur ein Tageblatt, das "Fremdenblatt". Jetzt hat sie drei Zeitungen hinzugekauft: die "Wiener Allgemeine Zeitung", die "Mittagszeitung" und das "Illustrierte Wiener Extrablatt". —

— Zugegangen ist uns der Gesamtkatalog von Druckmanns (München) Pigmentdrucken. Ein Band in 8<sup>o</sup> von 224 Seiten mit 8 Tafeln in Mezzotintogravüre. Preis 75 Pf. —

— Ditto Erlers Drama "Jar Peter" hatte bei der Uraufführung im Dresdener Schauspielhause Erfolg. —

— Die nächste Novität des Trianon-Theaters ist "Der letzte Troubadour" von Fred Grefac und Pierre Weber. —

— "Waldurs Tod", ein neues Musikdrama von Chrill Kistler, erlebt am 25. Oktober im Stadttheater zu Düsseldorf die Uraufführung. —

— Rudolf Herzogs vieraktiges Schauspiel "Die Kondottieri" ist vom Hoftheater in Karlsruhe erworben worden. —

— Daß gekochte Früchte saurer schmecken als rohe, ist eine Beobachtung, die wohl jede Hausfrau schon gemacht hat. Wie ein englischer Agrilkulturkemiker, Dr. Sutherst, kürzlich herausgefunden hat, läßt sich diese Erscheinung auf zwei Ursachen zurückführen. Die Früchte enthalten, so wird uns dazu geschrieben außer dem Gemisch von Trauben- und Fruchtzucker, das die Chemiker Invertzucker nennen, auch etwas Rohrzucker. In den Stachelbeeren zum Beispiel finden sich 5,84 Proz. Invertzucker und 1,15 Proz. Rohrzucker. Beim Kochen wirken nun die gleichzeitig in den Früchten enthaltenen Säuren auf den Rohrzucker ein und wandeln auch ihn in Invertzucker um, der weniger süß ist als Rohrzucker. Außerdem aber enthält die Schale der Früchte verhältnismäßig reichlichere Mengen von Säure, als das Fruchtfleisch; in der Haut der Stachelbeeren fand Sutherst 2,66 Proz. Säure, in dem saftigen Fruchtfleisch nur 1,80 Proz. Beim Rohessen wird die Fruchtschale entweder gar nicht mitgenossen oder doch nicht durch Kauen zerkleinert, so daß ihre Säure nicht zur Wirkung kommt, während beim Kochen die gesamte Säuremenge der Frucht sich gleichmäßig in der Masse verteilt, die alsdann, da sie im ganzen genossen wird, eines Zusatzes von Zucker bedarf, um schmackhaft zu sein. — (Tägl. Rundsch.)